

Ethnische und/oder kulturelle Identitäten in einer ressourcenorientierten Sozialen Arbeit

1. Einführung und Kontextbestimmung

Mittelpunkt und Grundlage dieses sozialwissenschaftlichen Artikels ist eine allgemeine Auseinandersetzung mit den möglichen Ressourcen von ethnischen und kulturellen Identitäten im Kontext Sozialer Arbeit. Hierbei werden ethnisch-kulturelle Aspekte nicht nur als mögliche Ressource von MigrantInnen betrachtet, sondern auch als Ressource von, bzw. in Sozialer Arbeit kontrovers diskutiert – eine Position, die in der Fachliteratur erst in Ansätzen verfolgt wird. Insbesondere Ethnizität (= ethnische Identität) wurde als wissenschaftliches Konzept lange Zeit wenig wahrgenommen und wenn, dann meist als ein Ausdruck der die Fremdheit und Distanz zwischen MigrantInnen und Sozialer Arbeit beschreibt.

Die Auseinandersetzung mit diesem Thema soll in diesem Artikel lediglich vor dem Hintergrund stationärer Jugendhilfe gemäß § 34 und § 41 KJHG erfolgen. In § 34 KJHG heißt es unter anderem, dass: „... Kinder und Jugendliche durch eine Verbindung von Alltagserleben mit pädagogischen und therapeutischen Angeboten in ihrer Entwicklung...“ gefördert werden sollen. In § 41 KJHG heißt es weiter: „Einem jungen Volljährigen soll Hilfe für die Persönlichkeitsentwicklung und zu einer eigenverantwortlichen Lebensführung gewährt werden, wenn und solange die Hilfe aufgrund der individuellen Situation des jungen Menschen notwendig ist.“ Junge Menschen mit unterschiedlichen Migrationbiographien nehmen dieses Recht auf Förderung ebenso wahr, wie ihre autochthonen (alteingesessenen) AltersgenossInnen.

Ziel ist es, im Kontext dieses Unterstützungsangebots, Jugendliche und junge Erwachsene zu einer eigenständigen und selbstbestimmten Identitätsfindung und Lebensführung zu befähigen. Damit junge Menschen in diesem Prozess nicht in einer Identitätskrise gefangen bleiben, sondern für sich individuelle und eigenständige Lösungen finden, bedarf es entsprechender Rahmenbedingungen. Eine Ressourcenorientierte Haltung gegenüber bisher mitgebrachten ethnisch-kulturellen Orientierungen von Seiten unserer Diplom-SozialpädagogInnen, so die These dieses Artikels, kann zum Gelingen solcher Identitäts- und Lebensentwürfe einen wesentlichen Beitrag leisten.

Um den Begriff der **Persönlichkeits- bzw. Identitätsentwicklung** besser begreifen zu können, empfiehlt sich eine Differenzierung von Identität in eine personale und eine soziale Identität, wobei ethnisch-kulturelle Identitäten der sozialen Identität zuzuordnen sind. Sozial bedeutet hier, dass ethnisch-kulturelle Identitäten (erst) in Interaktion mit anderen Individuen und Gruppen an Bedeutung gewinnen. Auch wenn Beschreibungen der persönlichen Identität und die von sozialen Identitäten nicht unbedingt übereinstimmen müssen, ist aus systemischer Sicht trotzdem davon auszugehen, dass beide Identitätskonstrukte sich wechselseitig beeinflussen, bzw. dass fortlaufend ständig Vergleiche und Differenzierungen zwischen beiden ablaufen. Dies bedeutet, *bei ethnisch-kulturellen Identitäten geht es um die empfundene, gelebte, erlebte und/oder zugeschriebene, kommunizierte Mitgliedschaft und das Zusammengehörigkeitsgefühl in einer Gruppe oder Kategorie*. Es geht darum, mit welchem Kollektiv sich jemand identifizieren kann oder nicht, bzw. von außen identifiziert wird oder nicht.

Gerade der heranwachsende junge Mensch ist stets bestrebt, eine individuelle Identität zu entwickeln, um sich als eigenständige, einzigartige Persönlichkeit von anderen abgrenzen zu können. Gleichzeitig ist der junge Mensch in den Phasen der Adoleszenz auch auf der Suche nach Orientierung und sucht sich soziale Identitäten. „Wer bin ich und wo gehöre ich hin?“ Um

dem Heranwachsenden im Kontext von Heimerziehung bzw. von sonstigen betreuten Wohnformen als betreuende, begleitende und unterstützende sozialpädagogische Fachkraft ein Partner sein zu können, bedarf es vor allem der Beziehungsarbeit. Erziehung sei Beziehung, schreibt das Sozialmagazin bezüglich des Literaturhinweises zu R. Schleifers Buch „Der heimliche Wunsch nach Nähe“ (Sozialmagazin 27.Jg. 12/2002). Um bei den jungen Menschen Anschlüsse für effektive Jugendhilfe zu finden, bedarf es einer ressourcenorientierten und wertschätzenden Haltung gegenüber unterschiedlichen ethnisch-kulturellen Aspekten. Kleve weist ganz allgemein bezüglich seiner Methoden der Handlungsplanung auf folgendes hin: „HelferInnen können auch ungewöhnlich wirkende Wege beschreiten [...] – vorausgesetzt die helfende Beziehung ist tragfähig. Mit Watzlawicks Unterscheidung von Beziehungs- und Inhaltsaspekten der Kommunikation kann festgehalten werden, dass ungewöhnliche Wege dann beschritten werden können, wenn die Beziehungsebene aus beiden Perspektiven, (aus der Sicht der KlientInnen und aus der Sicht der HelferInnen), durch Sympathie und hohe Wertschätzung gekennzeichnet ist. Wenn dies der Fall ist, dann können auf der Inhaltsebene provozierende Interventionen gesetzt werden, die den/die KlientInnen in Richtung Problemlösung aktivieren oder sie motivieren, neue Denk- und Handlungsmöglichkeiten auszuprobieren.“ (Haye & Kleve, S.49, 12/2002).

2. Begrifflichkeiten und ihre Definitionen

2.1 Kulturelle Identität

„Bezeichnung für das gefühlsbeladene Selbstverständnis eines Individuums oder einer sozialen Einheit, einem bestimmten unverwechselbaren kulturellen Milieu anzugehören, das sich in gesellschaftlich-historisch erworbenen Eigenheiten wie Sprache, Werten, Sitten und Bräuchen und ähnlichem von anderen Kollektiven unterscheidet.“

2.2 Ethnische Identität

„Bei ethnischer Identität handelt es sich um ein sozialpsychologisches Konzept, das nur in der Beziehung eines „wir“ zu „anderen“ existiert [...]. Meist liegt dieser Deutung die Annahme zugrunde, bei Ethnien würde es sich um Gruppen handeln, die über eine gemeinsame Abstammung und ein exklusives traditionelles Siedlungsgebiet verfügen...“ (Kulturelle Identität. Microsoft® Encarta® 98 Enzyklopädie. © 1993–1997 Microsoft Corporation).

Beide Identitätskonstrukte sind abgesehen vom Glauben an eine gemeinsame Abstammung nahezu identisch. Heckmann hebt diesen kleinen aber dennoch entscheidenden Unterschied wie folgt hervor: „Ethnizität als allgemeines soziologisches Konzept bezeichnet [...] die für individuelles und kollektives Handeln bedeutsame Tatsache, dass eine relativ große Gruppe von Menschen durch Glauben an eine gemeinsame Herkunft, durch Gemeinsamkeiten von Kultur, Geschichte und aktuellen Erfahrungen verbunden ist und ein bestimmtes Identitäts- und Zusammengehörigkeitsbewusstsein besitzt“ (Heckmann, 1992, S.46).

Wichtig ist, dass ethnische und kulturelle Identitäten nicht biologisch begründet, sondern Konstrukte der sozialen Wirklichkeit sind. Folgende Thesen stellen eine Art Zusammenschau aus konstruktivistisch, situations- und kontextspezifischen Betrachtungen von Ethnizität dar:

- „Die Entscheidung für bzw. gegen eine ethnische Kategorie bzw. Selbstverortung erfolgt [...] stets in historischen, situativen und strukturierten Kontexten“ (Dannenbeck, et al., 1999, S.101).
- „Zentrales Element ist der subjektive Glaube an eine [Abstammungs-] Gemeinschaft und somit die tatsächliche Blutsgemeinschaft zweitrangig bzw. irrelevant“ (ebd. & vgl. Ganter, 1995, S. 39).
- „Auch ethnisch definierte Gruppenzugehörigkeiten sind nicht einfach Ausdruck historischer Kontinuität, sondern selbst Produkt sozialer Konstruktionen und in stetigem Fluss [Wandel].“ (Dannenbeck, et al., 1999, S.101).
- „Die Mitgliedschaft in einem ethnisch-kulturellen Kollektiv ist das Ergebnis von Aushandlungen. Mitgliedschaft bedeutet: man hat – was das Wesen des Kollektivs anbelangt – das Gleiche im Kopf“ (a.a.O.).
- „Die vermeintliche Entdeckung eindeutiger Zugehörigkeit sagt aber nur etwas über die getroffene Auswahl bzw. Differenzsetzung des Wissenschaftlers [oder irgend eines Beobachtenden] aus“ (a.a.O.).
- Das bedeutet wiederum, dass sich eben nicht alle Individuen eindeutig als Zugehörige oder Nicht-Zugehörige eines eindeutigen Kollektivs verorten lassen. Manche Menschen fühlen sich beispielsweise als Deutsche oder Türken und andere trotz bereits genannter Gemeinsamkeiten eben nicht, oder als Teil von beidem oder aber gar keiner von beiden Nationalitäten zugehörig. „Ethnizität ist nicht unbedeutend, aber was sie bedeutet, lässt sich nur jeweils sagen. Sie ist ein unabgeschlossener Handlungsprozess“ (Hamburger, im Vorwort von Dannenbeck, et al., 1999).

2.3 Ethnizität ungleich Rassismus

Die meisten SozialwissenschaftlerInnen, so auch Blahusch, bezeichnen den Begriff „Rasse“ als eigentlich unbrauchbare soziologische Kategorie, denn „...es gibt keinen Nachweis dafür, dass psychische Merkmale, Verhaltensweisen, Denkmuster oder ähnliches ausschließlich genetisch festgelegt sind. Jede Verknüpfung solcher Merkmale mit dem Rassenbegriff versucht, Soziales als etwas Natürliches darzustellen“ (Blahusch, 1992, S.70). Blahusch zitiert Miles, welcher aus diesem Grunde auch vom Begriff der „Rassenkonstruktion“ spricht: Rassen bezeichnen demnach „...Beziehungen zwischen Menschen durch die Bedeutungskonstruktion biologischer Merkmale...“. [Diese Merkmale sind] „...für gewöhnlich [...] sichtbare somatische Eigenschaften, aber auch unsichtbare [fiktive und reale] biologische Eigenschaften sind zu Bedeutungsträgern geworden ...“ (Miles, 1991, zit. n. Blahusch, 1992, S.70).

Anthias, die sich an Hall orientiert, hebt deshalb folgende Unterscheidung hervor: „Hall unterscheidet sehr scharf zwischen Ethnizität und Rassismus: erstere ist nicht essentialistisch und vermittelt den Individuen ein Gefühl der Zugehörigkeit, wohingegen der Rassenbegriff den Anderen als in seiner Eigenart festgelegt konstruiert. Ethnizität konstruiert Gemeinschaftlichkeit, Rassismus konstruiert Andersheit“ (Anthias, 1992, S.93). Im Rassismus sei die Abwertung der Anderen beschlossene Sache, wohingegen Ethnizität anerkenne, dass wir alle in historischen und kulturellen Zusammenhängen stehen, die nicht gegeneinander ausgespielt werden sollten (ebd.).

3. Identitätsmodelle der Neubildung eines „Lebens zwischen den Kulturen“

Traditionellen Identitätsmodellen zufolge, die in Kategorien des „entweder oder“ argumentieren, müsste der heutige Mensch in eine Identitätskrise geraten. Ein ernstzunehmendes Risiko, das nicht abzustreiten ist. Aber wenn man von einem prinzipiell offenen Identitätsprojekt ausgeht, also in Kategorien des „sowohl als auch“ argumentiert, muss auch das Gelingen einer Identitätsentwicklung gemäß neuerer Identitätsmodelle in Betracht gezogen werden. Neuere Vorstellungen von Identitätsentwicklungen, die insbesondere als Erklärungsmodelle für Identitätsentwicklungen von Migrant*innen herangezogen werden, verdeutlichen die Modelle einer „Patchwork-Identität“, „Hybridisierung“ und „Bistabiler Identitätsbildung“.

3.1 Patchwork-Identität

Keupp befürwortet die Vorstellung einer nicht statischen Identität, die gleich einem Flickenteppich individuell zusammengefügt wird. Das Gelingen solcher Identitätsprojekte macht er von materiellen und sozialen Ressourcen abhängig (siehe dazu in diesem Jahresbericht die Erläuterungen von Frau Ankenbrank Seite 19 und 20)

3.2 Hybridisierung

Die sogenannte hybride Kultur entsprang der Idee einer Kultur ohne Zentrum, ohne Ort und ohne feststehende Bedeutung. Ha bezieht sich bei seiner Erklärung von Hybridität vor allem auf Bhabha, der von einer sich an den Rändern übersetzenden, anstatt einer vom Zentrum aus kontrollierenden, Idee von Kultur ausgeht. Hybridität hebt die Unreinheit der stetigen Vermischung von Kultur hervor, anstatt eine ungetrübte Ursprünglichkeit vorzutauschen. Nach Ha werfe dies unweigerlich Fragen der kulturellen Selbstkonstruktion, der Grenzüberschreitung und der multiplen Identitäten auf. (vgl. Ha, 17.12.01). Ha bringt es mit einem Zitat von Nancy auf den Punkt: „Jede Kultur ist in sich selbst multikulturell, nicht nur, weil es immer eine vorgängige Akkulturation gegeben hat und es keine einfache und reine Herkunft gibt, sondern grundlegender deshalb, weil der Gestus der Kultur selbst einer des Vermischens ist: es gibt Wettbewerb und Vergleich, es wird umgewandelt und uminterpretiert, zerlegt und neu zusammengesetzt, kombiniert und gebastelt“ (Ha, 17.12.01). Sauter schreibt ergänzend: „Ambivalenz wird dabei nicht negativ – als Defizit – verstanden, sondern als Handlungskompetenz und Möglichkeit, die Spannungen zwischen Wünschen und Realitäten kreativ aufrechtzuerhalten“ (Sauter, 2000, S.299 & Ha, 17.12.01).

3.3 Bistabile Identitätsbildung („Halb-halb“)

Das Modell „Bistabiler Identitätsbildung“ von Mecheril zeigt Möglichkeiten einer gelungenen Identitätsbildung, trotz Ambivalenzen ethnischer Selbstverortung auf. Demnach können Individuen im Sinne einer Doppelwertigkeit, den Nationen (z. B. Herkunftsland: Türkei und Ort der eigenen alltäglichen Lebenswelt: Deutschland) je nach Kontext unterschiedliche Bedeutungen zuweisen. Als mögliche Kontexte seien Verbindungen mit religiösem, sozialem, wirtschaftlichem, sportlichem Charakter usw. vorstellbar. Es gibt jedoch kritische Stimmen bzgl. Mecherils Überlegungen, die vorangegangenen Hybridisierungsmodell den Vorrang geben. Bistabil bedeutet zwei- bzw. doppelwertig. Die Frage, die sich nun in dem Zusammenhang stellt ist, ob sich Mecheril im Sinne einer Hybridität auch eine komplett neue ethnisch-kulturelle Identität im Zuge einer Zugehörigkeit zu zwei oder mehreren Nationen vorstellen kann? Dannenbeck übt genau an diesem Punkt Kritik am Kippfigurmodell von Mecheril. „Mecheril spricht zwar an, dass

[...] Bedeutungsvarianten [von gewissen Personen] kontextabhängig sind, aber er expliziert dies nicht näher. So erfährt man nichts darüber, warum ...[jemand]... in welchen Kontexten auf welche Bedeutung zurückgreift. Mecherils auf Kultur und Identität gerichteter Blick bleibt in der Logik dichotomer Grenzziehungen gefangen“ (Dannenbeck et.al., 1999, S.103).

4. Leitkategorien zum Thema Soziale Arbeit und Ethnizität

Gemeinde u.a. folgend sollen nun einige Leitkategorien herausgearbeitet werden, die bei der eigenen Wahrnehmung, professioneller Handlung und Argumentation bezüglich des Themas Soziale Arbeit und Ethnizität ganz allgemein eine erste Orientierung anbieten.

4.1 Leitkategorien

- Anerkennung von Migrationen als gesellschaftliche Normalität mit besonderen Risiken und Chancen, die es zu bewältigen und zu nutzen gilt (vgl. Gemeinde, 1998, S.54).
- Anerkennung von soziokultureller Heterogenität und Ethnizität als Normalität. „Die Verhaltensweisen und Handlungen der Migranten und Migrantinnen, ihre spezifischen Lebensformen gilt es zunächst als Normalität in einer sich plural verstehenden Gesellschaft zu akzeptieren“ (Gemeinde, 1999, S.82).
- Anerkennung von Konflikten um Interessen und Identitäten als Normalität, gerade in einer Einwanderungsgesellschaft. Es gilt aber Rahmenbedingungen zu schaffen, damit sich konstruktive Konflikte an Konfliktlinien entlang von Interessen und nicht entlang von Identitäten entwickeln können (vgl. Albers, 2000, S.28).
- Anerkennung von Ethnizität als Ressource bzw. als legitime Ressourcenmobilisierung bei der Suche nach Gemeinsamkeit und die Anerkennung dadurch ausgelöster Gruppenprozesse formeller und informeller Art. Diese Prozesse beschreibt Gemeinde als „...zielgerichtet und zweckrational zur Befriedigung bestimmter Bedürfnisse, eher spontan in desintegrierend empfundenen Situationen zur eigenen Orientierung, ...“ (Gemeinde, 1999, S.100).
- Anerkennung von Ambivalenzen des Lebens in der Migration, d.h. Anerkennung flexibler Strategien des Umgangs mit der eigenen ethnischen Identität (ethnischer Selbstverortung) und dementsprechend Anerkennung der Notwendigkeit subjektspezifischer sozialpädagogischer Strategien (vgl. Gemeinde, 1999, S.79–101 und Kleve, 1999, S.368–381).

4.2 Interkulturelle Zwischenwelten

Gemeinde führt darüber hinaus das theoretische Konstrukt „interkultureller Zwischenwelten“ ein. Damit stellt sie ihren Ausführungen die folgende, hier verkürzt wiedergegebene These voran: „Interkulturelle Zwischenwelten sind eigenständige intermediäre und ambivalente Lebensräume, die sich Migranten in einem widerständigen Wechselspiel zwischen sich und ihrer Umwelt schaffen und die für sie unter den gegebenen Bedingungen stimmig, mehr oder weniger zufriedenstellend sind. [...] Die Silbe ‘zwischen` soll nicht suggerieren, dass Migranten zwischen kulturellen und sozialen Mustern unterschiedlicher Gesellschaften hängen bleiben, kulturlos leben [...], sondern dass Elemente aus Norm- und Wertstrukturen von Herkunfts- und Aufnahmegesellschaften zu eigenständigen, zum Teil widersprüchlichen Mustern verknüpft werden.“ Diese Interkulturelle Zwischenwelten seien „...dynamisch und können sich biographisch, individuell und auf unterschiedliche ethnische Gruppen bezogen voneinander unterscheiden“ (Gemeinde, 1999, S.83–84).

5. Ressourcenorientierung versus Defizitorientierung

Wie bereits dargelegt kann sich die Anerkennung von Kultur und Ethnizität als Ressource hilfreich auf die Entwicklung „neuer“ Identitätsmöglichkeiten auswirken. Gaitanides spricht jedoch im Zusammenhang mit (sozial) pädagogischer Beratung von einer meist impliziten und den BeraterInnen selbst oft nicht bewussten Defizitorientierung. Dies widerspreche dem eigenen beruflichen Selbstbild. Gaitanides rät deshalb die Leitlinien der Ressourcenorientierung auch als selbstkritische Maßstäbe bezüglich der eigenen Bilder vom Klienten/der Klientin fremdkultureller Herkunft heranzuziehen.

5.1 Ressourcenorientierung gemäß Gaitanides

Gaitanides mahnt wie folgt:

- „...die kulturelle Tradition und die familiären Netzwerke *auch* als eine wichtige *Identitäts- und Solidaritätsressource* begreifen lernen und nicht nur als eine Abhängigkeitsfalle und ein regressives Angebot“.
- „...die traditionelle *kulturelle Prägung nicht überbewerten* und die kulturellen Transformationsprozesse im Heimatland wie in der Einwanderungskolonie zur Kenntnis nehmen und an deren Modernisierungspotential anknüpfen.“
- „...die *besonderen Handlungskompetenzen*, die Menschen mit einer Wanderungsbio-graphie entwickeln, wahrnehmen und an ihnen ansetzen“ (Gaitanides, 2000, S.136). Eventuellen Defiziten an Handlungskompetenzen im Einwanderungskontext, wie z.B. mangelnde Sprachkenntnisse etc. sollen die Fachkräfte zwar begegnen, aber wenn ein *selbstorganisierter Lernprozess* gefördert werden soll, dann sollte sich ...
- ...die in der beruflichen Alltagspraxis noch vorherrschende „*Fixierung auf diese Defizite lösen*“ (a.a.O.).

5.2 Dichte und dünne Ethnizität

Die (sozial) pädagogische Fachkraft sollte jedoch sehr kritisch prüfen, ob und in welchem Maße die zu beratenden Personen die Nutzung eigener ethnischer Ressourcen bei der Bewältigung von konkreten Schwierigkeiten oder Problemen in Anspruch nehmen wollen. Wenn Personen innerhalb bestimmter Lebenszyklen bzw. Lebensphasen ein starkes Bedürfnis haben, ihre eigene Kultur „beizubehalten“ oder sich stark über ihre ethnische Zugehörigkeit definieren, d.h. auf der Suche danach sind, was sie anderen in ihrer Gruppe ähnlich macht und anders als andere, dann kann man von dichter Ethnizität sprechen. Bei dünner Ethnizität messen Menschen ihrer ethnischen Zugehörigkeit weniger Bedeutung bei. Zentraler erscheint in diesem Fall, was einen gerade anders macht als andere, sowohl in den eigenen als auch in anderen Gruppen. Im Gegensatz zur dichten Ethnizität tritt hier die soziale hinter die personale Identität zurück. Pablo-Dürr definiert wie folgt: „Mit *dünner Ethnizität* meine ich eine lockere fremdelement-durchlässige ethnische Identität, und mit einer *dichten eine Identität*, die von einer alldurchdringenden ethnisch-definierten Kontrolle aller Lebensbereiche gekennzeichnet wird“ (Pablo, 1999, S.58).

Befindet sich beispielsweise eine Person allem Anschein nach in einem Prozess, in dem ihr die eigene ethnische Zugehörigkeit eine (erste) Orientierung bietet oder falls allgemein ethnisch-kulturelle Gesichtspunkte eine Rolle spielen, könnte dies positiv aufgegriffen werden. Denn eine positive bzw. wertschätzende, offene Haltung gegenüber der einem selbst fremden Kultur und Ethnie kann eine Ressourcen-Aktivierung, insbesondere bezüglich der Ingangsetzung eines neuen Identitätsfindungsprozesses bei den zu Beratenden/Begleitenden begünstigen. In

lösungsorientierten Ansätzen spricht man davon, „positive Rückkoppelungsprozesse zu initiieren, indem man einerseits den Klienten auf die guten Dinge aufmerksam macht, die er bereits tut und die Grund für eine positive Selbstsicht sind, und indem man andererseits die diesem Verhalten zugrunde liegenden Kompetenzen herausstellt und dem Klienten bewusst macht“ (Bamberger, 1999, S.102).

Ein ehrliches authentisches Interesse an Sprache, Bräuchen, Religion, etc., anderer Kulturen, ist im Umgang mit MigrantInnen angebracht. Die kommunizierte Wertschätzung ist vorsichtig anzugehen, da eine (übertriebene) Anerkennung auch eine implizite Beleidigung sein kann. Deshalb: Wertschätzung ja, aber eine (krampfhaft) alles positiv deutende Haltung nein (vgl. auch Schlippe, 1998, S.176). Authentizität erscheint in diesem Zusammenhang unabdingbar.

6. Anregungen für die sozialpädagogische Praxis der Jugendhilfe

Die abgehandelten theoretischen Überlegungen bezüglich der möglichen identitätsspezifischen Copingstrategien Jugendlicher ausländischer Herkunft in Deutschland, sind zu aller erst als persönliche Stärken bzw. Ressourcen zu betrachten, welche die Adressaten Sozialer Arbeit als Migrant oder Migrantin grundsätzlich besitzen. Diese scheinen jedoch oftmals blockiert bzw. gehemmt zu sein oder werden lediglich für Zwecke der eigenen Rechtfertigung benützt, um eventuell einer eigentlich notwendigen Auseinandersetzung mit sich selbst und seinem Handeln zu entfliehen („Ich bin halt Ausländer“, „Die sind ausländerfeindlich“, usw.). Deshalb sollte Soziale Arbeit beim Abbau solcher Blockaden und der Freilegung bzw. Bewusstwerdung von eigenen Stärken Unterstützung leisten und nicht über eben genannte fiktive Rechtfertigungssätze hinwegsehen, da diese sonst Kulturkonfliktbeschreibungen (wie z.B. bestimmte Kulturen passen nicht zusammen) neuen Nährboden bieten.

Für die folgenden Überlegungen möglicher Unterstützungsleistungen seitens der Profession Sozialer Arbeit, waren die Ausführungen von Sauter (2000, S.296-302) besonders hilfreich:

- (Sozial) pädagogische Fachkräfte sollten sich von ihren eigenen und von fremden stereotypisierten Bildern der eigenen Identität und der von anderen Ethnien, weitgehend lösen, da diese einer selbstreflexiven Auseinandersetzung mit dem „Familienroman“ der Migration seitens der MigrantInnen, hemmend gegenüberstehen könnten.
- Indem SozialarbeiterInnen die geäußerten Lebensentwürfe der Jugendlichen und deren Lösungsstrategien bezüglich adoleszenter Themen und Problematiken anerkennen, können die jungen Menschen ermutigt werden, die freigelegten Autonomiebestrebungen bezüglich Vermischung und Undefinierbarkeit der Identifikation, weiterzuverfolgen. SozialarbeiterInnen wirken dann als zusätzlicher Verstärker von außen, also über die gruppeninterne Verstärkung hinaus. Diese Art „Mentorbeziehungen“ sind natürlich auch oder gerade in der Sozialen Arbeit verzeitlicht zu sehen und zwar im Sinne eines Ressourcenmanagers oder im pädagogischen Sinne eines „Entwicklungshelfers auf Zeit“.
- Entscheidend für die Förderung lösungsdienlicher Prozesse scheint auch eine an den Tag gelegte „sowohl als auch Haltung“ statt einer „entweder oder Haltung“. Statt Differenzen bzw. Unterschiede zu betonen, die kulturelle Repräsentationen unumgänglich nach eigenen Wertmaßstäben und kulturellen Konzepten konstruieren, lässt sich durch die (sozial) pädagogische Fachkraft auch Vielfalt hervorheben.
- Ambivalenzen wie z.B. subjekthafte Widersprüchlichkeiten und Konfliktdeutungsmuster, sollten entgegen dem Druck zur Homogenisierung und Eindeutigkeit ausgehalten und

aufrecht gehalten werden. „Nicht-Eindeutigkeit, Ambiguitätstoleranz und situative, kontextgebundene Aushandlungsprozesse seien [bzgl. der eigenen Betrachtung] als Stichworte genannt“ (Sauter, 2000, S.297).

- Die Anerkennung „neuer“ Ethnizitäten und das Konzept der Hybridität unter der Anerkennung von Ambivalenzen, reicht anscheinend allein nicht aus um zu erklären, warum junge Frauen und Männer sich unterschiedlichen reflexiven Zugang zu den sogenannten Hybriditätsentwürfen verschaffen. Sauter fordert, dass die Geschlechterdifferenz eingehender betrachtet werden muss (ebd. S.300).
- Radikale Kontextualität sollte das Erfragen und Hinterfragen von konkreten Situationen und von individuellen Einstellungen, der vom Sozialarbeitenden für beteiligt Erachteten, mit einschließen. Damit soll verhindert werden stereotypen Erklärungsmustern neuen Nährboden zu bieten, insbesondere KulturkonflikttheoretikerInnen oder aber auch Jugendlichen, die aufgrund diskriminierender Erfahrungen kaum noch gewillt sind andere Erklärungsmuster für Ungerechtigkeiten und Unterschiedlichkeiten anzunehmen.

7. Schlussgedanken

Manche Leserinnen und Leser vermissen in diesem Artikel wohlmöglich die Risiken und Probleme im Zusammenhang mit dem Thema Migration. Daher soll abschließend noch einmal darauf hingewiesen werden, dass hier bewusst versucht wurde, sich der Ressourcenseite von Ethnizität oder kulturellen Orientierungen im Kontext Sozialer Arbeit zuzuwenden, um somit einem Paradigmenwechsel Vorschub zu leisten. Dies ist wichtig da viel zu oft auf die Risiko- und Defizitseite und viel zu selten auf die Chancen- und Ressourcenseite dieser Thematik geschaut wird. Trotzdem sind Risiken, Ängste, Sorgen, Blockaden, Segregationstendenzen (Stichwort „Mobility Trap“), Devianztendenzen usw. gleichermaßen zu berücksichtigen, damit nicht gegenteilige blinde Flecken produziert werden. Hier gilt es ein „Sowohl als auch Denken“ an den Tag zu legen. Die genannten negativ bewerteten Phänomene können nicht allein auf ethnische Merkmale und Gründe zurückgeführt werden. Außerdem können sich durch die Berücksichtigung des Ressourcenaspekts, neue, den Handlungsspielraum erweiternde Lösungen ergeben.

Jedes lebenskritische Ereignis, wie auch die Migration in ihren unterschiedlichen Phasen, kann sowohl als Chance zu Besserem, Verändertem und Neuem führen, aber auch, je nach Kontext, Situation und individuell unterschiedlich entwickelten Copingstrategien identikative, psychische und soziale Schwierigkeiten mitbedingen, die sich zunehmend zu ernsthaften Problemen verdichten können. Eine Vielzahl von anderen Faktoren, wie z.B. die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen sind hierbei zu beachten. Ob ethnisch-kulturelle Orientierungstendenzen zum Vorteil oder Nachteil gereichen, hängt im wesentlichen vom Urteil des Beobachtenden ab.

Zum Abschluss ein Zitat von Gemende, die in Verbindung mit der Forderung nach einer liberalen und offenen Politik gegenüber kulturell-ethnischen Interessen, im Sinne eines flexiblen und produktiven Umgangs, auch Ansprüche an die Soziale Arbeit stellt:

„Insofern sollte sich auch die Sozialpädagogik als gesellschaftliche Kraft verstehen, die interkulturelle Zwischenwelten der Migranten akzeptiert und subjektorientiert und im Interesse sozial verträglichem Miteinander- und Nebeneinander im Gemeinwesen als Ausgangspunkt für pädagogische und sozialarbeiterische Prozesse flexibel fruchtbar macht“ (Gemende, 1999, S.101).

Wolfgang Tutsch / Diplom-Sozialpädagoge / Jugendwohngemeinschaft Gern

Literatur

- Albers, Georg (2000): *Ethno-soziale Konflikte in Deutschland*. In: Zeitschrift für Migration und Soziale Arbeit (iza), Heft 3-4 2000, S.24–29
- Anthias, Floya (1992): *Parameter kollektiver Identität: Ethnizität, Nationalismus, Rassismus*. In: *Rassismus und Migration in Europa* – Beiträge des Kongresses Migration und Rassismus in Europa in Hamburg vom 26. – 30.09.1990, S.133–146, Hamburg
- Atabay, İlhami (1994): *Identitätsentwicklung türkischer Migrantenkinder und -jugendlicher in der Bundesrepublik*. Münchener Studien zur Kultur- und Sozialpsychologie, Pfaffenweiler
- Bamberger, Günter G. (1999): *Lösungsorientierte Beratung*. Weinheim
- Blahusch, Friedrich (1992): *Zuwanderer und Fremde in Deutschland*. Eine Einführung für soziale Berufe. Freiburg im Breisgau
- Breidenbach, Joana / Zukrigl, Ina (2000): *Tanz der Kulturen. Kulturelle Identität in einer globalisierten Welt*. Hamburg. (Originalausgabe 1998, München)
- Dannenbeck, Clemens / Esser, F. / Lösch, H. (1999): *Herkunft (er)zählt*. Münster
- Gaitanides, Stefan (2000): *Familien ausländischer Herkunft in Deutschland* Band II. In: Lebensalltag, Materialien zum 6.Familienbericht,S.109–142, Opladen
- Ganter, Stephan (1995): *Ethnizität und ethnische Konflikte*. Konzepte und theoretische Ansätze für eine vergleichende Analyse. Freiburg im Breisgau
- Gemende, Marion (1999): „*Migranten in den neuen Bundesländern. Interkulturelle Zwischenwelten und Ethnizität als Ressource gegen politische Missachtung*“. In: Gemende/Schröer/Sting, *Zwischen den Kulturen. Pädagogische und sozialpädagogische Zugänge zur Interkulturalität*, S.79–101, Weinheim und München
- Gemende, Marion (1998): *Ethnizität als Ressource. Ausländer in Sachsen – Akzeptanz und Gleichstellung statt Ignoranz und Benachteiligung*. In: Zeitschrift für Migration und Soziale Arbeit (iza), Heft 2 1998, S.54–57
- Ha, Kien Nghi (Autor), <http://www.trend.partisan.net/trd0201/t160201.html>
- Haye, Britta & Kleve, Heiko: *Die sechs Schritte helfender Kommunikation*. In: Sozialmagazin, 27. Jg. 12/2002, S.41–52
- Heckmann, Friedrich (1992): *Ethnische Minderheiten, Volk und Nation*. Stuttgart
- *Kinder- und Jugendhilfegesetz SGB VIII*
- Hinz-Rommel, Wolfgang (1994): *Interkulturelle Kompetenz*. Münster/New York
- Kleve, Heiko (1999): „*Soziale Arbeit und Ambivalenz, Fragmente einer Theorie postmoderner Professionalität*“. In: Neue Praxis, 4/99: S.368–381
- Mecheril, Paul (1997): „*Halb – halb*“. In: Zeitschrift für Migration und Soziale Arbeit (iza), Heft 3–4 – 1997, S.32–37
- Microsoft® Encarta® 98 Enzyklopädie. © 1993–1997 Microsoft Corporation
- Pablo(-Dürr), Marissa (1999): „*Einwanderung, Menschen- und Frauenrechte in Europa*“. In: *Frauen in der einen Welt – Zeitschrift für interkulturelle Frauenalltagsforschung: Frauenrechte – Menschenrechte*, 1/1999, S.45–62
- Sauter, Sven (2000): *Wir sind „Frankfurter Türken“, Adoleszente Ablösungsprozesse in der deutschen Einwanderungsgesellschaft*, Frankfurt am Main
- Schlippe, Arist von / Schweizer, Jochen (1998): *Lehrbuch der systemischen Therapie und Beratung*, Göttingen (5. Auflage)
- Sozialmagazin 27.Jg. 12/2002 Æ Literaturhinweis
- Tutsch, Wolfgang (2002): Diplomarbeit § 31 RaPO Soziale Arbeit an der Universität Bamberg, Thema: „*Ethnizität und Soziale Arbeit: Ethnizität als Ressource oder Beschränkung*“